Lose Hefte.

Von

Ludwig Kalisch.



Zweites Heft.

Leipzig 1847.

Georg Wigand's Verlag.

Aus dem Tagebuche eines vielgeprüften Magens.

Ich bin ein Magen, der viel erlebt hat! Ich stecke in dem Leibe eines Menschen, der früher viel Talent zum Genie zeigte, später aber, aus bald anzuführenden Gründen, das Genie hatte, von seinem Talent einen andern Gebrauch zu machen. Er war ein armer Teufel von Haus aus; und schon als er Knabe war, gerieth ich oft in Zorn über die wahrhaft niederträchtige Behandlung, die mir wiederfuhr. Ich wurde gewöhnlich abgespeist mit Schwarzbrod und magern Kartoffeln, zuweilen sogar mit magern Kartoffeln ohne Schwarzbrod und manchmal wurde ich gänzlich vergessen. Mein Eigenthümer ergab sich dem Studium. Als er auf Universität ging, stritten sich sein Koffer und sein Geldbeutel unterwegs, wer von beiden am wenigsten Inhalt

hätte; ich mischte mich in den Streit und behauptete, ich sei der leerste unter den dreien. Und leider behielt ich Recht.



Bald war er immatrikulirter Student. Was studirte er nicht alles! Indisch, chinesisch, arabisch, Chemie, Philosophie, Geologie, Theologie und obendrein machte er noch Trauerspiele. Während aber sein Kopf so kannibalisch viel zu verdauen hatte, was bekam ich, der Magen? Nichts, als melancholischen Kaffee, der an Cichorienschmerzen litt, ein Stück Brod, das durch hohes Greisenalter in sich selbst zusammengeschrumpft war, und im glücklichsten Falle ein

Stücklein vaterländischen Käse, der nur aus Rinde und übelm Geruch bestand. Ich ward mißlaunig aus Mangel an Beschäftigung. Ich war mir meiner Kraft bewußt; ich kannte meine Fähigkeit und ach! ich war genöthigt, meine Jugendtage mit Nichtsthun zu verbringen. Ich knurrte und murrte und machte dem Studiosus Vorwürfe wegen meiner Vernachlässigung. „Gedulde dich nur, bis das Triennium vorüber ist; du sollst dann bessere Tage verbringen." Mit diesem Versprechen, das er mir einst an einem Feiertage gab, an dem er mir nichts bot, als patriotisches Sauerkraut, welches längst über die Jugendjahre hinaus war, suchte er meinen Unwillen zu beschwichtigen. Endlich machte er sein Examen. Während desselben wurde mir die Zeit außerordentlich lang. Beim Doktorschmaus aber erlebte ich armer Kandidatsmagen die erste frohe Stunde in meinem tiefbewegten Leben. Der junge Doktor gabelte wie ein Verzweifelter und that es fast den Professoren gleich, die bei solchen Gelegenheiten bekanntlich viel Thatkraft entwickeln. So zog der Doktor von der Universität, auf der er so viel Altes gelernt und so wenig Neues gegessen hatte.

Der Doktor hatte bald den Ruf als einer der gelehrtesten und talentvollsten Menschen; aber er war leider sehr bescheiden und vor lauter Bescheidenheit vergaß er die Pflichten gegen sich selbst und besonders gegen mich. Er bewohnte ein Dachzimmerchen in der Nähe des Schornsteins. Wenn man hinaussah, erblickte man nichts als Rauch und Spatzen. Und welches Meubel! Der Tisch seufzte unter der Last der Jahre und hatte nur vierthalb Füße, denen man nicht die



geringste Festigkeit zutrauen konnte. Von den zwei Stühlen, deren das Ameublement sich rühmen konnte, mußte einer, in Berücksichtigung seiner vieljährigen, treugeleisteten Dienste und gebrechlichen Leibesbeschaffenheit, in Ruhestand versetzt werden, und an dem andern nagte ein innerer Wurm. Das Bettgestell litt am Podagra und war seit mehreren Jahren wankelmüthig geworden; und was den Spiegel betrifft, so fehlte ihm an der rechten Seite das Glas und an der linken das Quecksilber.

Der Doktor studirte wieder indisch, chinesisch, arabisch, Philosophie, Mythologie, Paläographie und Keilschrift und vernachlässigte mich wieder auf's Grausamste. Sein

Hauptunglück aber entstand durch seine Gesinnung. Er gehörte nämlich zur liberalen Partei und verfocht die Sache des gedrückten Volkes mit Kraft und Talent. Das Volk liebte ihn, aber belohnte ihn nicht. Ich indessen mußte wegen seiner Liebe zur Freiheit am meisten büßen. Der Doktor wurde verfolgt. Er irrte, ein Opfer seiner edeln Gesinnung, bald hierhin, bald dorthin, und ich mußte mit irren. Welche üble Laune ich dabei empfand, ist nicht zu beschreiben! Ich dachte: Wenn sich der Doktor nur in's Gefängniß stecken ließe, so hätte ich doch wenigstens eine fixe Kost! Aber das that der Doktor nicht und ich litt unendlich. Ich hatte jetzt noch weniger Beschäftigung als während des Doktors Universitätsjahre. Der Müßiggang plagte mich fürchterlich und ich rang vergebens nach Thätigkeit. „O wärest du in dem Leibe eines Gourmands, dessen Herz im Magen steckt, statt daß du jetzt im Innern eines gesinnungsvollen deutschen Doktors krampfhaft zusammenschrumpfen mußt!" So dachte ich armer Magen; aber der Doktor blieb leider noch immer seiner edeln Gesinnung treu. Meine Ansichten, die einen realen Boden hatten, konnten noch immer nicht die seinigen bekehren, die aus dem Reich der höheren Idee entsprangen. Ich war praktisch, und er war leider deutsch. So quälte er sich und mich und kam nie über die Idee und den Hunger hinaus. Was war die Folge? Er, der schon von Natur nichts weniger als dick war, wurde nach und nach so dünn wie eine Rechentafel. Er bestand nur aus gebrechlichen Knochen und postpapierener Haut; und wenn früher kein Rock existirte, der so eng war,



um ihm nicht zu weit zu sein, so hatte er jetzt kaum Körper genug, um seinen Schatten zu beschäftigen.

Eines Abends nun, als er mürrisch und verdrießlich über seine traurige Lage war, in welche seine edle Gesinnung ihn gebracht und aus welcher keine edle Gesinnung ihn zu ziehen strebte, dachte ich: Jetzt, oder niemals! Ich fing an: „Thörichter, verblendeter Doktor! Wie lange soll ich noch grausam gepeinigt werden durch deine edle Gesinnung? Wie lange soll ich armer Magen den Launen deines Herzens zum Spielball dienen? Während meines ganzen Lebens hab' ich noch keine drei fröhlichen Stunden erlebt. Und warum? Weil du Philosophie studirt, weil du in's Reich der Spekulation eingedrungen und weil du eine edle Gesinnung hast.

Was aber kümmert mich praktischen Magen die Philosophie? Was scheert mich das Reich der Idee? Was nutzt mir die edle Gesinnung? Doktor, geh' in dich! Mag die Idee, die Pilosophie und absonderlich die edle Gesinnung der Teufel holen! Werde praktisch, lieber Doktor, und sorge erst für dich selbst und besonders für mich. Bedenke, daß, wenn der Mensch eine Welt im Kleinen, der Magen der Mittelpunkt dieser kleinen Welt ist. Bis jetzt hast du wenig Fleisch und viel Achtung genossen und dich sehr übel dabei befunden; genieße jetzt weniger Achtung und mehr Fleisch und gewiß, du wirst dich sehr wohl dabei befinden. —"

Ich schwieg einen Augenblick. Aber in dem Innern des Doktors ging eine gewaltige Bewegung vor. Die Wahrheit meiner Rede traf ihn wie ein zündender Blitz. Die ganze Nacht hindurch kämpfte seine edle Gesinnung mit dem praktischen Verstand, bis endlich der praktische Verstand die edle Gesinnung völlig besiegte.

„Was soll ich mich länger quälen für undankbare Menschen? Warum soll gerade ich das Opfer meiner Charakterfestigkeit werden? Nein! ich bin lange genug charakterfest gewesen; jetzt will ich das Leben genießen. Kapaunen will ich essen und Burgunder will ich trinken und Havannazigarren will ich rauchen und gelbe Glaceehandschuhe will ich tragen und mit schönen Frauen will ich scherzen und Whist will ich spielen und will mir's wohl sein lassen."

So rief der Doktor. Ich jubelte vor Freude über den Entschluß des Doktors, der seine neue Laufbahn damit begann, daß er zum Geburtstag des kleinen Landesfürsten ein

großes Gedicht machte. In diesem Gedichte zeigte sich zwar der Doktor noch sehr Anfänger in der Weihrauchstreuerei; allein es wurde ihm eine Rolle Geld zugeschickt, die ihm seine edle Gesinnung niemals eingetragen. Bald darauf kam die Landesfürstin wieder. Der Doktor machte wieder ein Gedicht und bekam wieder eine Rolle Geld. Des Doktors Lyrik rentirte sich so trefflich, daß er dergleichen Poesieen auf unvorhergesehene Fälle im Voraus machte. Aber auch in der Prosa hatte der klug gewordene Doktor jetzt eine ganz andere Farbe angenommen. Von der äußersten Linken hatte er sich abgewendet und sich äußerst recht gedreht. Er nannte Alle, die seine in Ruhestand versetzte Gesinnung hegten, wühlerische Menschen, die das blöde Volk auf Irrwege verleiten wollen. Er kämpfte für das historische Recht, für das christlich germanische Prinzip, für Loyalität, für bürgerlichen Gehorsam und für Gottesfurcht. —

Der Doktor wurde Hofrath. Und der Hofrath genoß das Leben und aß Kapaunen und trank Burgunder und rauchte Havannazigarren und trug gelbe Glaceehandschuhe und scherzte mit schönen Frauen und spielte Whist und ließ sich's wohl sein. —

Ich hatte bald Beschäftigung vollauf; denn der Hofrath kam gar nicht aus dem Essen heraus. Er wollte jetzt, da er loyal geworden, das einholen, was seine edle Gesinnung in den magern liberalen Jahren verabsäumt hatte. Statt sich mit dem Indischen, Chinesischen, Arabischen und sonstigen brodlosen Wissenschaften zu beschäftigen, studirte er jetzt Colchester-Austern, Astrachan-Kaviar, geräucherten

Lachs und pommersche Gänsebrüste. Speisezettel wurden ihm das herrlichste Manuskript und Kochbücher die angenehmste Lektüre. Wenn er früher, in den Tagen seiner edeln Gesinnung, aussah, als ob er nur eine passende Gelegenheit abwartete, um aus der Haut zu fahren, so sah er jetzt aus wie Einer, dem es in der eigenen Haut am besten gefällt. Er bekam nach und nach ein doppeltes Kinn; und sein Gesicht sah zwar noch nicht ganz aus wie der Vollmond, näherte sich aber bereits dem zweiten Viertel, und schon bekam sein Bauch jene Rundung, unter welcher die Kniee allmählig den Augen ihres Besitzers entschwinden. —



Der Hofrath wurde bald wirklicher Hofrath, weil er die Verlobung eines Prinzen mit einer Prinzessin in jam-

bische Verse gebracht. Außerdem erhielt er von dem Vater der hohen Braut einen Orden. Auch bekam er zwei goldene Dosen. Er schnupfte zwar nicht, aber er verkaufte sie.

Der wirkliche Hofrath ist aber ein Deutscher und als solcher kennt er nur Extreme. Wenn er mich früher wie einen Feind behandelte und entweder vernachlässigte oder offenbar kränkte, so läßt er mich jetzt kaum zur Ruhe kommen. Seine Zeit ist nur zwischen Essen und Trinken getheilt, so daß er die Verdauung in ihrem höchst wichtigen Geschäfte allzusehr beeinträchtigt. Der Doktor ist ein Deutscher; ja, er ist so sehr deutsch, daß er das Deutsche nochmals in's Deutsche übersetzt. Er spricht nur von deutscher Urkraft, von Germaniens innerer Entwickelung auf friedlichem Wege, von der Heiligkeit der Legitimität, die in jedem wahrhaft deutschen Herzen ihren Altar hat. Aber sein deutsches Herz schwärmt für die französische Küche. Die französische Küche ist die Geliebte seines Herzens. Und während er von Deutschlands Größe spricht, denkt er an nichts anders, als an vol au vent, an dindons aux truffes, an ommelettes aux fines herbes und an dergleichen gallische Oberflächlichkeiten. Keine Kunst geht ihm über die Kochkunst und keine Wissenschaft steht ihm so hoch wie die gastronomische. Er kokettirt mit gebratenen Gänschen; er liebäugelt mit sanften Fasanen und wirft anmuthigen Schnepfen verstohlene Blicke zu. Aber er hat mich verdorben. Er hat mir viel zu viel zugemuthet. Zwar sehr viel verträgt ein deutscher Magen; aber allzuviel zerreißt den Sack, sagt das deutsche Sprichwort eben so schön als wahr. Früher wurde ich aus Mangel an Nahrung



melancholisch; jetzt bin ich krank aus Ueberfluß an derselben. Allein ich gebe die Hoffnung nicht auf. Wenn der wirkliche Hofrath einsieht, daß er sich durch den Kampf für das historische Recht und das christlich germanische Prinzip den Magen verdorben, wird er am Ende wieder zur Volkssache zurückkehren; denn der Mensch erträgt eher sein schlechtes Herz, als eine schlechte Verdauung.



Ein großes Weib.

In unseren Tagen, wo das Große durch sein spezifisches Gewicht schneller untergeht, als das Kleine, das auf dem Strome der Begebenheiten wenigstens einige Zeit zu schwimmen vermag: in unseren Tagen wird es der Presse zur doppelten Pflicht, auf still verborgene oder unbeachtete Größen unablässig hinzuweisen, damit Deutschland sich endlich gewöhne, dem Verdienste die Krone aufzusetzen,

d. h. die Bürgerkrone; denn an Dornenkronen hat es unseren großen Landsleuten nie gefehlt. —

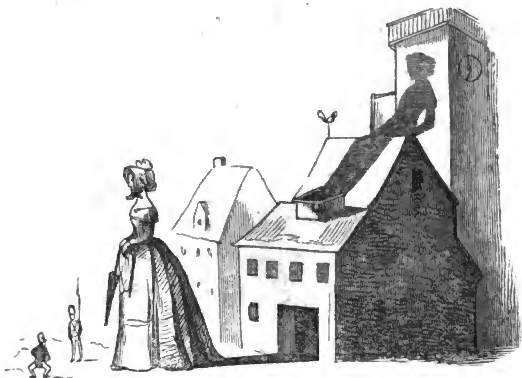
Eine solche wahrhafte und noch nicht hinlänglich gewürdigte Größe ist aber unstreitig Fräulein Helene Schmidt, Riesin aus Itzehoe. Schon mehrere Jahre bereist die Gigantin die Messen und Märkte Germaniens; Tausende haben sie gesehen und bewundernd zu ihr hinaufgeschaut; aber noch kein Poet ist an dieser Helene zum Homer geworden.

Helene gehört zu denjenigen seltenen Wesen, die schon bei der Geburt den Stempel des Außerordentlichen an sich tragen. Als Helene zur Welt kam, mußte eigends für sie



eine Wiege gemacht werden. Sie war nämlich als Säugling nur anderthalb Köpfe kleiner, als ihre Amme und jedes Kleidungsstück, das bei ihrer Geburt vorräthig war, mußte sich daher als unzulänglich erweisen. Helene war fast schon ausgewachsen, ehe sie noch zu wachsen begann. Sie wuchs aber so schnell, daß man ihr jedes Quartal neue Kleider mußte machen lassen. Ihre voreilige Statur setzte die nicht

sehr bemittelten Eltern in große Unkosten. Bis Helene ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatte, lebten ihre Eltern in der unaussprechlichen Angst, sie würde wie die Weltgeschichte ewig fortwachsen; allein zu ihrem Glücke täuschten sie sich. Mit ihrem zwanzigsten Geburtstag verblieb Helenens Wuchs in statu quo; aber sie war eine ausgemachte Riesin. Wenn sie an heitern Tagen ausging, so war ihr Schatten zur Hälfte noch im Hause, während sie selbst schon längst auf der Straße war.



Mit einem sanftfühlenden Herzen begabt, empfand es Helene stets zu ihrem größten Leidwesen, daß sie nicht im Stande war, die niederen Hütten der verborgenen Armuth zu besuchen, weil ihr eine Hüttenthüre kaum bis zum Gürtel reichte. Sie hätte sich zur Hälfte umlegen müssen, um in



die Gemächer des Elends zu dringen. Helene lebte lange still und verborgen und nur den drängenden Mahnungen ihrer ärmlichen Familie und ihres eigenen Gewissens nachgebend, entschloß sie sich endlich, ihren Wuchs geltend zu machen, d. h. sich für Geld sehen zu lassen. So verließ sie die kleine Heimath, wo einst ihre große Wiege gestanden und machte eine Reise durch Deutschland. In Frankfurt am Main hab' ich sie vor zwei Jahren gesehen und ich will dem freundlichen Publikum den Eindruck nicht verbergen, den Helenens unaufhörlicher Wuchs auf mich hervorgebracht. —

Helene ist so groß, daß sie fast kein Ende zu nehmen scheint. Jeder Zoll an ihr ist ein Fuß. Aber ihr Körperbau hat wie ein architektonisches Meisterwerk trotz der riesenhaften Dimensionen die schönsten Verhältnisse. Helene ist groß in ihrer Schönheit und schön in ihrer Größe. Ihr

2

gigantischer Wuchs überrascht, aber beleidigt nicht. So z. B. steht ihr Fuß, der über anderthalb Fuß lang ist, doch in schönsten Verhältniß zu ihrem Körper, was um so merkwürdiger ist, da bekanntlich das Wesen deutscher Frauenfüße mehr in Charakterfestigkeit und sicherem Auftreten als in eigentlicher Anmuth besteht, was einen englischen Reisenden sogar zur Behauptung veranlaßte, daß man beim Anblick einer deutschen Dame immer glaube, sie trage Galloschen unter den Strümpfen.

Helene fühlt im eigentlichen Sinne, daß sie groß ist; sie spürt nämlich an ihren Füßen eine ganz andere Temperatur, als an ihrem Kopfe, der sich, — besonders wenn



sie aufrecht steht — in einer viel dünnern Luftschichte befindet, was ihr nach der bekannten Regel des berühmten Boerhave eine dauernde Gesundheit sichert. Als Helene in Berlin war, ist sie von den dortigen Naturforschern zum Gegenstande der fruchtbarsten Untersuchungen gemacht worden. In ihrer Lebensskizze, die Helene, so oft sie sich sehen läßt, dem Publikum mündlich mittheilt, sagt sie, daß das Kolossale in ihrer Familie nicht so sehr selten sei; von ihrem Vetter, einem Flügelmanne in preußischen Diensten, behauptet sie: er sei der größte Mann in Preußen. Das ist freilich zu viel behauptet, besonders wenn man bedenkt, daß Ludwig Rellstab auch preußischer Unterthan ist. —



In Berlin war es auch, wo Helenens Größe sich so recht in ihrer wahren Größe zeigte. Als dort nämlich ein ziemlich ausgewachsener Fähnderich zu ihr herantrat, um zu sehen, wie viel größer sie sei, als er, reichte er doch sammt seinem Helm kaum bis zu ihrem jungfräulichen Gürtel. Wahrlich, der muß schon ein sehr großer Fähnderich sein, wenn er nicht in Helenens Nähe wie ein Schulknabe in Uniform aussehen will.

Helenen bringt ihre körperliche Größe viele Vortheile. Der schätzbarste unter diesen ist, daß ihr sehenswürdiger Wuchs sich so trefflich rentirt; daß jeder Zoll an ihr wenigstens seine 25 Procente abwirft: dann muß und wird sie mit der Zeit eine berühmte Zeitgenossin werden. Auch ist es kein geringer Vortheil für sie, daß sie jeden Mann leicht übersieht und daß ihr Blick viel weiter reicht, als der unserer berühmten Staatsmänner. Allein die arme Helene hat auch viel durch ihre Größe zu leiden. Mit der Post kann die Arme nie reisen. Ein Turn- und Tarischer Wagen, in welchem sich schon ein gewöhnlicher Passagier zerreis't,



bevor er zum Ziel kommt, könnte unsere Helene, wie ein Feuilleton einen langen Roman, höchstens in Bruchstücken und Fortsetzungen in's Publikum liefern. Helene hat deßhalb einen eigenen Reisewagen, eine Art Omnibus, dessen sie sich auch in Städten bedient. Eine andere Unannehmlichkeit, die unserer Heldin durch ihr unendliches Wesen erwächst, ist ihre Toilette. Es ist nämlich noch keinem Schneider gelungen, ihr ein passendes Kleid zu verfertigen;



zur Ehre deutscher Schneider muß aber hinzugefügt werden, daß dieß auch wirklich eine pure Unmöglichkeit ist. Jede

Kunst muß scheitern, wo die Natur so kühn die Grenzen überschreitet. So geht es ihr mit andern Theilen ihres Anzuges. Was für uns gewöhnliche Menschen Strümpfe sind, betrachtet unsere Helene nur als engherzige Socken. Um dies zu begreifen, muß man Helenen von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn man so zu ihr hinaufschaut, kann man kaum glauben, wie sie sich zu kämmen vermag, ohne erst auf eine Leiter zu steigen. — Keine geringe Unannehmlichkeit ist es ferner für unsere Helene, daß sie sich so oft vor die Stirne stößt. Da sie als selbstständiger Charakter sich nicht gerne bückt, so kommt sie bei unseren niederen Stubenthüren immer in Gefahr sich den Kopf zu zerbrechen. Jede Visite, die sie macht, ist bei ihr mit Lebensgefahr verbunden. Nicht minder unangenehm muß es für sie sein, daß ihr die Tanzvergnügungen unzugänglich; denn welcher Tänzer wäre im Stande nur eine halbe Polka mit ihr zu tanzen, ohne sich einen Blutsturz zuzuziehen?

Eine bedeutende Unannehmlichkeit für unsere Heldin ist es auch, daß sie auf Reisen gar keine gehörige Nachtruhe genießen kann. Denn man bedenke nur, in welchem Lapidarstyl die Betten in so vielen Gasthäusern Deutschlands verfaßt sind, so daß schon ein gewöhnlicher Gast sich oft ganze Nächte durch mit der Frage herumwälzen muß, wo das Bett zu kurz für seinen Kopf und die Beine zu lang für das Bett sind: um wie viel kürzer müssen erst derartige Gestelle unserer Heldin scheinen? In der That, Helene hat viel in deutschen Betten geduldet.



Diese Unannehmlichkeiten verschwinden aber alle vor den vielen Unannehmlichkeiten, denen sie von Seiten der Polizei ausgesetzt ist. Im Lippe'schen ist sie arretirt worden, weil ihr polizeiwidriger Wuchs drei viertel der dortigen Bevölkerung herbeigezogen und man dadurch eine sehr große Gefahr für die öffentliche Ruhe fürchtete. Sechs Gensdarme begleiteten die Unglückliche über die Grenze, nachdem sie gelobt, den Frieden des Fürstenthums durch ihre revolutionäre Statur nicht mehr zu gefährden. Im Braunschweigischen wurde sie auf öffentlicher Promenade verhaftet, weil ihr, nämlich unserer Helene, nach der Behauptung der dortigen Polizeibehörde das Recht nicht zustand, sich außer der Messe und gratis sehen zu lassen. In Homburg vor der Höhe zeigte sich die Polizei ebenfalls sehr schwierig und schon machte man Anstalten, sich unserer Heldin zu bemächtigen, als diese durch eine kühne Wendung über die Grenze sprang. In München, wo sie während der Dult sich sehen ließ, ward sie des Betruges angeklagt. Es hatte nämlich ein

lügnerischer Denunziant von ihr behauptet, sie sei gar keine Riesin, sondern trüge ausgestopfte Stelzen unter dem Kleide, wodurch sie so räthselhaft hoch aussehe. Nur durch die inständigsten Bitten gelang es ihr, sich einer peinlichen Unter-



suchung zu entziehen. Es ist also kein Wunder, wenn schon der bloße Gedanke an die Polizei unserer Helene eine gewisse Angst einjagt. So zählt sie besonders einen Augenblick zu den fürchterlichsten ihres Lebens. Als sie nämlich auf einer Rheinreise sich einst in der Nähe von Hochheim befand, machte die Herrlichkeit der Natur einen solchen gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie aus dem Wagen stieg, sich auf einen Rasenplatz niederlegte und in den Reizen der Gegend

schwelgte, die wie ein Garten Gottes rings umher blühte und duftete. So lag sie in süßer Selbstvergessenheit ausgestreckt, als sie zu ihrem unsäglichen Schrecken an dem nahen Grenzpfahl bemerkte, daß sie in zwei Bundesstaaten lag. Während nämlich ihr Oberleib das Großherzogthum Hessen berührte, erstreckte sich die andere Hälfte ihres Körpers über das Herzogthum Nassau. „Gerechter Himmel!“ dachte sie in ihrem ersten Schrecken, „wenn ich jetzt von hessischen und nassauischen Gensdarmen zugleich bemerkt würde, welches Loos würde meiner harren? Würde mich die großherzogliche Gensdarmerie beim Kopf nehmen und nach Hessen ziehen, oder würden mich die nassauischen Gensdarme bei den Füßen nach Nassau reißen? Oder würde ich hier gar liegen müssen, bis der Streit zwischen den beiden Staaten geschlichtet sein würde?“ Diese fürchterlichen Gedanken bestürmten die arme Helene so sehr, daß sie, an allen gigantischen Gliedern zitternd, plötzlich aus beiden Ländern in ihren Wagen sprang.

„Sehen Sie,“ sagte sie betrübt zu mir, „solchen bitteren Anfechtungen ist eine große Persönlichkeit in Deutschland ausgesetzt! Der Gedanke an die Polizei verleitet uns den herrlichsten Naturgenuß.“ —

Helene ist noch Jungfrau. Nicht etwa, daß sie zarteren Regungen sich entgegensträubte, oder daß kein Mann einen Eindruck deßhalb auf sie hervorzubringen vermöchte, weil der Weg von ihrem Auge zu ihrem Herzen sich so sehr in die Länge zieht, nein: Helene behauptet bloß, daß kein Mann sie eigentlich zu fassen vermöge, daß kein Mann Arm in Arm mit ihr gehen könne, ohne sich Gewalt anzuthun

oder auf den Kothurn zu stellen. „Kein Mann der Erde," sagt sie eben so wahr als treffend, „kein Mann der Erde vermag mit mir gleichen Schritt zu halten. Wo ich gehe, muß er laufen; was mir eine wohlthätige Motion macht,



muß ihn zum Keuchen bringen, und wo ich erfrischt athme, muß er nothwendig den Athem verlieren. Kein Mann vermag mir das Wasser zu reichen, ohne sich auf die Zehen zu stellen. Wie kann ich heirathen, da ich nur selten einen Mann gefunden, der mir bis zum Herzen gereicht hätte? Meine Größe muß mich nothwendig isoliren." —

Indessen wären doch zwei Männer fähig gewesen unsere Helene zu fesseln; aber sie wurde schmachvoll von ihnen hintergangen.

Vor vier Jahren bewarb sich nämlich ein Engländer um Helenens Hand. Der Engländer war nur um zwei Köpfe kleiner als Helene; er stellte sich entbrannt in ihre Reize und betheuerte, sie glücklich machen zu wollen. Der Heuchler! Er wollte sie bloß aus Neugierde heirathen. Als Helene dies einst wahrnahm, zog sie natürlich schnell ihre Hand zurück. Bald kam ein zweiter Engländer, der dem ersten wie ein Strick dem andern ähnlich sah. Er heuchelte ebenfalls die feurigste Liebe gegen unsere Helene und bot ihr die englische Hand an. Schon wollte Helene die ihrige in die seinige legen, als sie erfuhr, der Schurke wollte sie blos heirathen, um eine Wette zu gewinnen. Er hatte nämlich um 5000 Pfund Sterling gewettet, ein Frauenzimmer zu heirathen, das noch länger sei als er. Helene zog unwillig ihre Hand von dem dreistöckigen Engländer zurück und schwur, niemals einem Manne als Gattin anzugehören. —

Im Verhältniß zu ihrer kolossalen Größe ist der Appetit unserer Helene nicht sehr bedeutend, zumal wenn man bedenkt, daß sie in Norddeutschland geboren. Helene genießt mehr, um ihren Hunger zu stillen, als um ihren Gaumen zu schmeicheln. Eine halbe Hammelskeule und im ärgsten Falle einige leicht gebratene Enten genügen ihr zu einem Diner. Sie ißt nicht, um zu essen; sie ißt nur, um zu sein. Sie verleugnet ihr Geschlecht auf keine Weise und deßhalb ist sie dem Kaffee sehr zugethan.

Fräulein Helene Schmidt ist liebenswürdig, so liebenswürdig, als man bei einem so domartigen Wuchs nur immer sein kann. Wenn sie lächelt, so lacht sie laut; und



wenn sie laut lacht, so glaubt man ein Frühlingsgewitter zu hören. Wenn sie spricht, so öffnet sich ihr Mund so weit, wie bei einem gewöhnlichen Menschen, wenn er baierische Klöße ißt; und wenn sie im Schlafe Athem holt, so glaubt man, es sei ein mißmuthiger Löwe in der Nähe. Mit einem Wort: man sieht sie reden und hört sie schlafen. Was ihre Schönheit betrifft, so ist dieselbe natürlich nicht nach dem gewöhnlichen ästhetischen Maßstabe zu beurtheilen. Sie sieht in der That so kolossal aus, daß man, besonders wenn sie steht, glauben muß, sie sei ihr eigenes Monument. Ihre Stirne ist hoch und breit wie die illustrirte Zeitung. Ihr Hals ist wie die Burg Davids, die mit einer Vorwehr gebaut ist; ihre Nase ist wie der Thurm am Libanon, der gen Damaskus schaut und was ihre sonstigen Reize betrifft,

so verweise ich auf das siebente Kapitel des hohen Lieds Salomonis. Sie sieht aus wie die Bavaria, die jetzt in München gegossen wird.

Was ihren Charakter betrifft, so ist dieser ächt weiblich. Helene ist durchaus nicht emanzipationssüchtig. Sie trägt keine Hosen und raucht keine Zigarren. Sie ist keine Freundin vom Schwimmen und hat auch nicht turnen gelernt. Sie ist keine moderne Spartanerin, welche die Kleider für eine unnatürliche Sünde gegen die natürliche Nacktheit hält und diese Sünde so wenig wie möglich zu begehen wünscht. Helene ist aber auch nicht hypersentimental. Sie fühlt; aber sie zerfühlt sich nicht. Sie klagt nicht ewig über das Nicht-



begriffenwerden und wirft dem Monde keine verstohlenen Blicke zu. Sie gleicht durchaus nicht jenen theeblonden Frauengemüthern, die sich krank fühlen, wenn sie gesund sind und sich gesund fühlen, wenn sie hysterisch kränkeln. Helene Schmidt ist körperlich und geistig ein gesundes Weib.

Drei Stunden ward mir der Genuß ihrer Unterhaltung und Anschauung zu Theil. Als ich wieder aus der Bude war, kamen mir alle Frankfurter sehr klein vor und mehrere Tage dauerte es, bis mir wieder die gewöhnlichen Menschen erträglich groß erschienen. —

Wenn!

Nichts geht mir über thätigen Müßiggang, über müßigen Fleiß. Ich kann stundenlang in den Himmel blicken und genau betrachten, zu welchen wunderlichen Gestalten sich das Gewölke ringt. Ich kann einen halben Nachmittag vor einer Dachtraufe stehen und mit der Gewissenhaftigkeit eines experimentirenden Chemikers die herabfallenden Tropfen zählen. Wenn ich Alleen durchwandle, zähle ich die Pappeln an beiden Seiten; und zu meinen Lieblingsbeschäftigungen gehört es auch, bei der Lektüre dicker Bücher zu forschen, wie viel mal in denselben das Wörtchen „und" vorkommt. Diese letzte Arbeit ist, beiläufig gesagt! gar nicht so leicht; denn wie häufig verzählt man sich gegen das Ende des letzten Bogens und dann muß man, wenn man nicht gewissenlos gearbeitet haben will, das ganze Geschäft wieder von vorne anfangen. —

Diese Passion, die gewissermaßen einen englischen Anstrich hat, ist sehr harmloser Natur. Sie gereicht mir zum Vergnügen und bringt meinen Nebenmenschen keinen Nachtheil. Nun aber habe ich noch eine andere Neigung und diese besteht darin, bei gegebenen Verhältnissen immer nachzugrübeln, was entstanden wäre, wenn diese gegebenen Verhältnisse nicht bestünden. Dieses Nachgrübeln beschäftigt mich oft Tage und Nächte durch und zwar so sehr, daß ich die ganze Außenwelt vergesse, meine Lieblingsgerichte stehen lasse, im heftigsten Regen den Parapluie unter dem Arme trage, in die Bäume renne und sie dann um Entschuldigung bitte, den Rock an der linken Seite zuknöpfe und noch vieler anderer Zerstreuungen mich schuldig mache, bis ich auf einen andern Gegenstand tiefen Nachgrübelns gerathe.

So z. B. habe ich schon herausgegrübelt, wie es in der Welt jetzt aussehen würde, wenn Kolumbus Amerika nicht entdeckt hätte. Wir könnten jetzt keine Havanznaigarren rauchen; wir hätten keinen Cayennepfeffer und keine Brasilianischen Affen, keine Amerikanischen Puffs und keine Texanische Adelskolonie. Wir hätten keine Oper Ferdinand Cortez und kein Pensylvanisches Strafsystem und der Sklavenhandel würde nicht so viele Christen bereichern. Das habe ich durch tiefes Nachgrübeln schon herausgebracht.

Dann plagte mich die Frage: Wie würde die Welt jetzt aussehen, wenn Berthold Schwarz das Schießpulver nicht erfunden hätte! Hätte vielleicht an Berthold's Stelle Karl Grün das Schießpulver erfunden? — Das ist freilich noch

eine große Frage? Das aber habe ich herausgegrübelt: Wenn das Schießpulver nicht erfunden worden wäre, so gäbe es jetzt kein blindes Gewehrfeuer und kein Duell mit gezogenen Pistolen und die adelige Courage müßte wieder mit Kolben drein hauen. Man würde keinen Artillerielieutenant mit geschnürter Taille sehen und im Königreich Hannover könnte man keinen Wilderer rücklings erlegen. Karl der Neunte hätte nicht aus seinem Palaste auf die Unterthanen schießen können und Werther's Leiden hätten jedenfalls auf eine andere Art endigen müssen. Es gäbe jetzt kein Kanonenfieber und keine Bayonette und Herr Benazet in Baden-Baden könnte keine Treibjagen veranstalten. Das ist aber bei weitem noch nicht Alles!

Wenn das Schießpulver nicht erfunden worden wäre, so hätte auch die Höllenmaschine nicht erfunden werden können; die englische Geschichte wäre um das inhaltreiche Kapitel der Pulververschwörung ärmer und die Hasen könnten ohne Lebensgefahr mehr Courage haben und brauchten nicht bei dem Anblick eines Flintenlaufs die vierfüßige Flucht zu ergreifen. Zahme Menschen und wilde Enten würden nicht so oft einer gleichen Todesart unterliegen und es würden nicht so viele Tausende durch die Laune eines Tyrannen als Kanonenfutter vor dem Tode hingerafft werden.—

Kaum aber hatte ich dieses Alles durch langes Grübeln herausgebracht, als mich wieder die Frage quälte: Wie würde es in der Welt jetzt aussehen, wenn das Lumpenpapier nicht erfunden worden wäre? In Deutschland auf jeden Fall ganz anders! Der arme Flachs brauchte nicht so

viel entsetzliche Metamorphosen durchzumachen, bis er den Lumpen zugesellt wird. Nebenbei gesagt: Welcher denkende Mensch ist nicht schon bei dem Anblick eines blühenden Flachsfeldes von den lebhaftesten Gefühlen ergriffen worden? — Während uns das Feld mit tausend blauen unschuldigen Kinderaugen entgegenlacht, können wir da ohne Wehmuth an das künftige Loos der anmuthigen Pflanze denken? Noch eine kurze Zeit und sie wird ausgerauft; dann wird sie geriffelt; dann kommt sie auf die Darre, dann auf die Breche, um endlich gehechelt zu werden. Und ist der Flachs gesponnen und gewebt, welche Bestimmung harrt seiner? Wird das Linnen den jugendlichen Leib der Braut umhüllen; wird es, zu Leichenhemden verschnittten, im Grabe eine Beute der Verwesung werden, oder wird es alle Wandlungen durchmachen, bis es in die Papiermühle wandert? Wahrlich, so ein Stück Leinwand erweckt die tiefsinnigsten Betrachtungen in einem denkenden Menschen, und wenn ich eine Kinderwindel sehe, werde ich oft bis zu Thränen gerührt; denn es überfällt mich der Gedanke, daß vielleicht auf diese Windel einst eine Völker beglückende Verfassung geschrieben werden könnte. Welche Gedanken bestürmen uns aber erst in einer Papiermühle!

Könnten die Lumpen reden, die hier aus allen Theilen der Welt zusammengebracht werden, welche Geschichten würden sie uns erzählen! Wie viele Tragödien, wie viele Komödien, wie viele Mysterien haben solche Lumpen nicht erlebt! Welcher denkende Mensch kann jetzt zerrissene Vatermörder oder Manschetten sehen, ohne zu denken, daß

sie vielleicht die Bestimmung haben, im Papierzustande dereinst lyrische Ergüsse unter das poetische Publikum zu bringen. Ja, muß nicht der tiefsinnige Gelehrte, der im Schachte der Weisheit forscht, oft auf den Gedanken kommen, daß vielleicht auf seine eigene Wäsche seine eigenen Werke dereinst gedruckt werden?

Wahrlich, diese Lumpen bieten Stoff für ganze Leihbibliotheken.

Sehen wir nun einen Ballen Papier, wie viel traurige, wie viel lustige Gedanken durchkreuzen dann unsern Kopf! Welchen Schriftsteller wird dieser Ballen unsterblich, welchen Verleger unglücklich machen? Werden österreichische Beobachter, oder politische Nachtwächter daraus werden?

Wie würde es in der Welt jetzt aussehen, wenn das Lumpenpapier nicht erfunden worden wäre? — Wir hätten jetzt keine Kassenanweisungen und keine Stempelbogen; die Rezepte und die Waschzettel müßten auf Pergament geschrieben werden und so würden oft die Waschzettel und die Rezepte theurer zu stehen kommen, als die Medizin und die schmutzige Wäsche. Auffenberg's sämmtliche Werke hätten ebenfalls auf Pergament erscheinen müssen und sie hätten dann der nothdürftigen Menschheit gar keinen Nutzen bringen können.

Wenn das Lumpenpapier nicht erfunden worden wäre, hätten wir jetzt kein Kanzeleipapier und folglich keinen Kanzeleistyl; der Polizei würden die Steckbriefe sehr theuer zu stehen kommen und wir müßten für unsere Briefe dem Fürster Turn und Taxis so viel Porto zahlen, daß hundert

unfrankirte Briefe einen unbemittelten Mann an den Bettelstab bringen würden.

Wenn das Lumpenpapier nicht erfunden worden wäre, wo nähme jetzt ein Fähndrich das Geld für Billets doux her! Ein Dutzend solcher Billete und ein großer Theil seiner Gage wäre in unorthographischen Liebesseufzern dahin. Welche Rechnungen würden unsere Advokaten machen, wenn sie ihren juristischen Scharfsinn dem Pergament anvertrauen müßten? Eine einzige Ohrfeige; welche die irdische Gerechtigkeit jetzt nur mit einigen Thalern straft, würde einen braven Mann zu Grunde richten.

Wenn das Lumpenpapier nicht erfunden worden wäre, so könnte das Brockhaus'sche Conversationslexicon, dieser dicke Allerweltsfreund, nur im Besitze der reichsten Menschen sein, statt daß er jetzt im Gegentheil das Besitzthum der ärmlichsten Rezensenten ist, die in seinem Herzen Trost in verzweifelten Augenblicken suchen.

Wenn das Lumpenpapier nicht erfunden worden wäre, würde die Encyclopädie von Ersch und Gruber, die mit jedem Jahre weniger fertig wird, mehr kosten, als die Landgrafschaft Hessen-Homburg werth ist, und sie würde so viel Raum einnehmen als das Bundescontingent des Fürstenthums Hechingen. Und wie schlimm wären die Esel daran, deren Haut vor der Erfindung des Papiers fast das einzige Mittel war, die Gelehrsamkeit unter die Leute zu bringen. Seit die Lumpen Bedürfniß geworden, brauchen die Esel nichts mehr zu fürchten. —

Kaum aber hatte ich dieses herausgebracht, als mich wieder ein anderer Gedanke plagte. Viele Gelehrte haben gewiß schon nachgeforscht, in welchem Styl der babylonische Thurm gebaut war, und ich bin überzeugt, daß diese Forschungen nicht ohne treffliche Resultate geblieben. Hat aber schon ein Gelehrter erforscht, wie die Welt jetzt aussehen würde, wenn der babylonische Thurm gar nicht gebaut worden wäre und also die Sprachverwirrung gar nicht stattgefunden hätte?

Unter allen Freveln, die je von den sündigen Menschen begangen worden, scheint mir jenes architektonische Werk der größte und in seinen Folgen noch furchtbarer, als jener berühmte Apfelbiß, der unseren Ahnen das Paradies und die Unsterblichkeit gekostet hat. Denn sterben, nachdem man gelebt hat, ist gewiß nicht so schlimm, als während man lebt nicht verstanden zu werden.

Schon in der Schule habe ich die Babylonier verflucht; denn sie sind schuld, daß unsere rosige Jugend durch unregelmäßige Conjugationen und das Studium klassischer Sprachen vergiftet wird. So viel Worte enthält Cornelius Nepos nicht, als er uns Seufzer abgerungen; und gerade die schönsten Gedichte des Horaz haben uns das Leben am meisten verbittert.

Wenn die Babylonier den frechen Thurm nicht gebaut hätten, so hätten wir jetzt nur eine Sprache in der Welt. Wir brauchten für unsere Kinder keine französische Gouvernante zu halten, damit sie schon eine fremde Sprache stammeln, bevor sie noch ihre eigene radbrechen. Es gäbe

gar keine diplomatische Sprache und wir könnten jede Lüge gleich verstehen, ohne erst ein Dictionaire zur Hand zu nehmen.

Wenn die Babylonier den berüchtigten Thurm nicht gebaut hätten, könnten wir ungebildete Leute die Mysterien von Paris im Original lesen und Levin Schückings Romane könnten jetzt den Botokuden und Samojeden zur genußreichen Lectüre dienen. Cardinal Mezzofanti wäre kein bewunderns-würdiger Mensch und in der ganzen Welt würde, wenn auch nicht ein Glaube, doch wenigstens nur eine Grammatik herrschen.

Wenn die Babylonier jene himmelstürmenden Ziegeln nicht gestrichen hätten, so hätte Sophokles vor der Birch-Pfeiffer gar nichts voraus und Bäuerle hätte in derselben Sprache geschrieben wie Terenz, Shakspeare, Lope de Vega und Calderon. Die Philologie und die Wörterbücher, die türkischen Dragomans und die Leipziger Uebersetzer würden gar nicht existiren; und französische Waschweiber und deutsche Rezensenten würden in einer und derselben Sprache zanken können. Jeder Schneider wäre ein Ernesti, jeder Schuster ein Vossius, jeder Mauerer ein Meursius, jeder Leimsieder ein Stephanus und jeder deutsche Unterthan ein Grün, Bopp, Hermann und Bökh.

Welch ein Glück wäre es für die Welt, wenn die Augsburger Postzeitung nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Japan und Van Diemensland verstanden würde und wenn auch den Sandwichsinsulanern die Sprache geläufig

wäre, in welcher Hegel geschrieben und Menzel nicht gedacht hat.

Wenn der Babylonische Thurm nicht gebaut worden wäre, würden wir in Deutschland keine Puristen haben und Beefsteak würde vielleicht in allen Sprachen Rindfleisch heißen.

Das Alles und noch viel mehr, was ich aber nicht sagen darf, hatte ich durch tiefes Nachgrübeln herausgebracht, als mich wieder ein Gedanke zu beschäftigen anfing, der mir noch immer keine Ruhe läßt und den nächtlichen Schlaf von meinen Augen verscheucht. Der Gedanke nämlich, was wir Menschen jetzt anfingen, wenn jener phönizische Teut die Buchstabenschrift nicht erfunden hätte? —

Ich weiß noch immer nicht, ob die Welt durch diese größte aller Erfindungen viel gewonnen hat, so viel aber weiß ich, daß es ohne diese Erfindung keine Schreibfehler und keine Tintenkleckse gäbe. Die armen Gänse könnten ungerupft durch's Leben watscheln und in unseren Wirthshäusern würde man nicht so häufig mit doppelter Kreide schreiben. Wir hätten zwar keine heilige Schrift und vielleicht auch keine Theologie, aber man könnte sich auch dem Teufel nicht verschreiben; man könnte ihm im Nothfalle nur mündliche Versicherungen geben. Es gäbe keine Schriftsteller und keine Censoren; und der fromme König David hätte weder die Psalmen noch den Uriasbrief verfaßt. Es würde in der ganzen Welt keine Leser und folglich keine Vorreden geben, und die Gräfin Ida Hahn-Hahn hätte ein ganz anderes Geschäft anfangen müssen. Kohl würde

nicht reisen, weil er seine Reisen nicht beschreiben könnte und die Mark Brandenburg würde nicht von so vielen unersättlichen Sandbüchsen beraubt werden. Zwischen Gott im Himmel und dem Königreich Preußen würde sich kein geschriebenes Blatt eindrängen, und kein Sterblicher würde dem Wirth einen Strich durch die Rechnung machen können. Ja, es würden gar keine Rechnüngen existiren und kein braver Mensch brauchte der Messe mit Zittern und Zagen entgegen zu sehen. Jeder Deutsche könnte ohne Paß von Stolpe nach Danzig reisen und von staatsgefährlichen Schriften hätte man nicht die geringste Ahnung. Die deutschen Gelehrten würden nicht streiten, ob Grätz G r a tz, oder ob Gratz G r ä tz geschrieben werden müsse und das schöne Geschlecht würde nicht in unversöhnlichem Zwist mit der Rechtschreibung leben.

Der Verfasser dieses Aufsatzes würde diesen Aufsatz nicht verfaßt und der geduldige Leser die Geduld und die Zeit nicht unnütz verloren haben.

Zu beherzigen.

Ich bin ein unglücklicher Mensch! Ich kann keine Rose betrachten, ohne an die Schmerzen zu denken, welche ihre Dornen verursachen; ich setze mich nie zur Tafel, ohne daß mir alle Schrecken eines verdorbenen Magens vorschweben, und ich sehe keine Seife, ohne daß mir sogleich einfällt, wie viel arme Menschen über den Löffel barbiert werden.

Seh' ich einen Arzt, so fällt mir der Kirchhof ein; und seh' ich ein Fuder Holz, kann ich den Gedanken an die Scheiterhaufen und die Inquisition nicht los werden. Wie oft habe ich die Menschen beneidet, die vor lauter Rosen keine Dornen sehen, die in den Lichtseiten des Lebens sich wärmen und in den Schattenseiten desselben sich behaglich abkühlen! Gewöhnlich bin ich da betrübt, wo sich Alles freut; und wo sich Alles am meisten freut, bin ich gewöhnlich am tiefsten betrübt. Bei Zweckessen, wo der teutonische Patriotismus Küch' und Keller plündert, bin ich traurig wie ein Charfreitag; und in musikalischen Soiréen

ist mein Gemüth so niedergeschlagen wie ein ungerathener Biscuit-Pudding.

Am allertraurigsten war ich aber von jeher auf Bällen. Hier, wo die Freude mit leichten Schwingen flattert, wo Herz an Herzen freudig pocht und der Lustpokal oft überschäumt, bin ich gewöhnlich auf's tiefste betrübt. Aber das hat seine guten Gründe. Auf Bällen huldigt man der Schönheit. Ihr gegenüber fließt jede Zunge von Milch und Honig. Jeder sucht sich seine tanzende Göttin aus, der er Opfer bringt an Lungen und Komplimenten. Jeder Stand, jeder Rang ist nur da, um sich der Schönheit bemerkbar zu machen. Während aber das männliche Geschlecht dem schönen Geschlechte huldigt, wie beträgt es sich gegen diejenigen, die wohl zu dem schönen Geschlecht, aber nicht zu den Schönen gehören? — Die Armen! Sie werden kaum eines andern, als eines mitleidigen Blickes gewürdigt; sie sind nur da, um durch ihren Unreiz den Reiz ihrer glücklichen Schwestern zu erhöhen und während man die durch Schönheit bevorzugten ihres Geschlechts mit dem Manna süßer Worte, mit dem Confecte der feinsten Verbindlichkeiten und mit Bonbons pikantester Komplimente überschüttet, wirft man den Nichtschönen kaum das tägliche Brod eines Grußes hin und sie müssen im Winkel sitzen und trauern, weil ihre unsterbliche Seele in einem unscheinbaren Futteral verborgen.

Das hat mich nun auf Bällen von jeher betrübt und ich habe immer gefragt: Soll die Farbe des Auges, die Form der Nase, der Schnitt des Mundes über die ganze

Lebens=Existenz eines edeln Wesens grausam entscheiden? Soll ein Mädchen sitzen bleiben, weil es, statt den Purpur auf der Lippe, den Purpur in den Haaren trägt? Weil es durch den Irrthum der Natur statt einem großen Auge und einem kleinen Fuß, ein kleines Auge und einen großen Fuß erhalten? Weil es statt einer gewölbten Stirne und einer schmalen Taille, eine schmale Stirn und eine gewölbte Taille besitzt? Soll ein so edles Werk wie das Weib deßhalb keine Aufmerksamkeit verdienen, weil es von der übereilten Natur zufällig in unschönen Lettern geschrieben worden? Kann ein solches Weib nicht fordern, aufmerksam gelesen zu werden; ja, verdient es nicht oft, noch viel aufmerksamer gelesen zu werden, als diejenigen weiblichen Wesen, deren äußere Schönheit wie ein schönes Titelblatt an einem faden Buche das schönste und sehenswürdigste des ganzen Buches ist, so daß man es schon ausgelesen, eh' man es zu lesen angefangen?

So dachte ich oft auf Bällen, wo die theuern Eltern tausend Laternen anzünden, um Schwiegersöhne zu finden, wo Väter und Mütter die freundlichsten Blicke vergeuden, um ihre Töchter an den Mann zu bringen. Ja, auf solchen Bällen, zeigte sich mein edles Herz von seiner edelsten Seite. Dort tanzte ich nämlich nur mit den Allerhäßlichsten; dort machte ich den häßlichsten die schönsten Komplimente; dort zog ich auf jede Weise die Häßlichen den Schönen vor und strebte so die Grausamkeit der stiefmütterlichen Natur wenigstens in etwas gut zu machen. Aber was halfen diese Opfer, die ich auf den Altar der Häßlichkeit legte?

Die Schönen zuckten verachtungsvoll die Marmorachseln und bemitleideten meinen Geschmack; und alle Häßlichen zu heirathen, war ich doch einmal nicht im Stande. Ja, weil man nach und nach zur Ueberzeugung gelangte, daß ich nur mit Häßlichen sprach und tanzte, durfte ich am Ende nicht mehr mit ihnen sprechen und tanzen, aus Furcht sie zu beleidigen; und eine Schöne zum Tanze engagiren, würde geheißen haben, sie für häßlich zu erklären. Das machte mir viel Kummer. Da blitzte mir auf dem jüngsten Balle eine herrliche Idee durch den Kopf. Ich erinnerte mich nämlich im Herodot gelesen zu haben, daß in Babylon der Gebrauch bestand, an einem bestimmten Tage alle Mädchen, die nur irgend einen Anspruch auf Schönheit hatten, öffentlich zu versteigern und mit der Summe des Erlöses die Andern auszustatten, welche von Natur zur Anspruchslosigkeit verurtheilt waren. Diese wurden dann wieder den Wenigstnehmenden zugeschlagen. Auf diese Weise mußten die Schönen den Häßlichen dienen, und auf diese Weise zeigten sich die Babylonier gerechter als die launische Natur.

Nun frage ich: Sollen wir uns von den heidnischen Babyloniern beschämen lassen? Sollen wir, die wir im Lichte der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts wandeln, an Menschlichkeit übertroffen werden von jenen blinden Götzendienen, durch deren gottlosen Uebermuth die Philologie über die Welt gekommen ist? Gewiß nicht!

Welche wohlthätigen Folgen würde die Einführung dieses Gebrauchs in unseren so sehr verkehrten Zuständen hervorbringen! Ein armer Vater häßlicher Töchter würde

nicht mehr zu fürchten brauchen, daß diese, zur ewigen Vestalin verurtheilt, ein haubenloses Alter würde vertrauern müssen. Er würde nicht vergebens auf die nächste Versteigerung hoffen und es würde ihm keinen großen Verdruß machen, wenn seine Tochter einen kleinen Verdruß auf dem Rücken hätte. Die Mütter schöner Töchter aber würden sich geschmeichelt fühlen, daß diese, sobald sie in die Blüthe oder vielmehr in die Versteigerung ihrer Jahre gekommen, sehr hoch geschätzt würden. Man würde bei den Schönen nicht mehr fragen: Wie viel hat sie? sondern: Was ist sie werth? Man würde ganz andere Formeln für das Lob eines schönen Mädchens anwenden. Statt zu sagen: Dieses Mädchen ist zum Entzücken schön! würde man sagen: Sie ist zum Versteigern schön! Sie ist ein Dutzend Häßlicher werth! Und umgekehrt würde man von einer Häßlichen sagen: Dieses Mädchen ist so sehr ohne alle Grazie, daß es wenigstens drei Grazien zur Mitgift wird bekommen müssen. Man würde, sobald der babylonische Gebrauch eingeführt wird, die Frauen, wenn auch nicht besser schätzen, doch wenigstens richtiger tariren lernen. Die Schönheit würde eine Tugend und die Häßlichkeit kein Unglück sein. Ja, die Schönheit würde eine Tugend, eine sehr große Tugend sein? denn ein schönes weibliches Auge würde sich wenigstens drei Frauenseelen, deren sterbliche Hülle unscheinbar ausgefallen, zu ewigem Dank verpflichten. Und welche Wohlthat könnte gar erst eine schöne Wittwe ausüben? Jetzt ist es gar keine Tugend, wenn ein schönes Weib den Mann unter die Erde bringt; es wird aber gleich

eine Tugend werden, sobald man jene schöne Sitte einführt. Man wird dann sagen: Diese edle Frau opfert sich für die Häßlichen des schönen Geschlechts auf; und dreimal Wittwe werden, würde so viel heißen, als sich unsterblich machen um ihre von Natur vernachlässigten Schwestern. Die Koketterie würde kein Fehler sein, da kein Egoismus in derselben wäre und jede Eroberung doch immer nur einer Häßlichen zu gut käme. Vielleicht würde die Liebenswürdigkeit durch den einzuführenden Gebrauch leiden; denn wenn die Eltern merken, daß bei ihrer Tochter sich die Anmuth zu früh entwickelt, würden sie natürlich sagen müssen: Liebes Töchterchen, sei doch nicht so anziehend. Du bist noch viel zu jung, um jetzt schon verauctionirt zu werden. Unsere Männer würden statt auf Freiersfüßen, auf Steigerungsfüßen gehen. Manche würden sich eine Schönheit ersteigern; Viele würden sich von Häßlichen steigern lassen. Die Ersteren würden sich überbieten, die Letzteren überschätzen, was jetzt schon häufig der Fall ist. —

Man wende nur nicht ein, daß die heilige Flamme der Liebe durch solche Auctionen auf ewig verlöschen würde; denn seit Mammon die Mitgift so genau berechnet, wohnen Hymen und Amor nicht mehr in einer Wohnung. Die Ehe ist jetzt bei uns meistens nur das Facit einer Addition und ehe es noch zur Multiplication kommt, ist schon die Division da. Man lebt oft kaum einen Monat zu Zweien, ohne entzweit zu sein. Wie gesagt, die Welt würde durch Einführung des erwähnten Gebrauchs nur gewinnen. Die Schönen und die Reichen würden den Armen und den Häß-

lichen dienen. Eine Blatternarbige würde von den Renten leben, welche die Rosenwange einer ihrer Mitschwestern bei der Versteigerung abwirft. Es wird keine Hagestolze mehr geben, die jetzt im Zustande der Junggeselligkeit als unverheirathetes Aergerniß für die Frauenwelt umherwandeln. Den meisten Nutzen werden aber dadurch unsere büreaukratischen Regierungen haben. Die überflüssigen Beamten, also bei weitem der größte Theil, werden zu neuen Aemtern kommen. Wir werden wirkliche und geheime Frauen-Versteigerungsräthe erhalten. Es werden weibliche Verschönerungscommissionen gebildet werden und dann können ja die weiblichen Verschönerungscommissions-Intendanten gar nicht ausbleiben. Wäre nicht das allein schon genügend, den heidnischen Gebrauch einzuführen?

Etwas über die Grobheit.

Man hat schon viel darüber gestritten, ob die Grobheit ein Glück oder eine Tugend sei. Ich glaube sie ist beides, oder vielmehr: sie ist die einzige Tugend, die auf dieser Erde dem Besitzer Glück bringt. Daß aber die Grobheit eine Tugend, wird kein Mensch bezweifeln; denn die Grobheit ist mit der Wahrheit sehr nah verwandt. Die Grobheit ist die Wahrheit im Gewand von Sackleinen. Sie ist eine Art Aufrichtigkeit, aber eine Aufrichtigkeit, die keine Erziehung genossen. Je weniger der Mensch aus dem Naturzustande getreten, desto mehr befindet er sich im Zustande der Grobheit. Nur mit der verfeinerten Lebensart, mit der zunehmenden Kultur nimmt die Grobheit ab. In den homerischen und anderen älteren Dichtungen findet man die entschiedensten Grobheiten.

Die Sprache der Grobheit ist die Ohrfeige. Gormaz ohrfeigt den Vater des Cid; die Königin Elisabeth ohrfeigt

mit ihrer jungfräulichen Hand den geliebten Esser; der Dey von Algier ohrfeigt den französischen Gesandten und Lola Montez ohrfeigt die deutsche Polizei. Wahrlich, an die Ohrfeige knüpft sich ein Stück Weltgeschichte. Die Ohrfeige ist die eigentliche Manifestation der Grobheit, das Bestreben der absoluten Grobheit, mit einem Object in die innigste Berührung zu kommen. Die Ohrfeige ist noch ein Ausdruck jener gemeinsamen Sprache, welche die Menschheit verband, bevor sie im Lande Sinear baulustige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige ist noch heut zu Tage die deutlichste Sprache. Es giebt Personen, die keine andere Sprache reden, und es giebt Menschen, die leider keine andere Sprache verstehen.

Die Ohrfeige ist in der Grobheit dasselbe, was der Kuß in der Liebe ist; nur daß man in der Liebe mit einem sanften Kuß anfängt und in der Grobheit mit einer unsanften Ohrfeige aufhört. Um so gewaltiger aber in unserer Welt die Grobheit als die Liebe ist, um so schätzenswerther ist die Ohrfeige als der Kuß, vor dem sie noch die Aufrichtigkeit voraus hat; denn es giebt Judasküsse, aber keine Judas-Ohrfeigen.

Die Grobheit ist die Tochter der Natur; die Höflichkeit ist die Tochter der Kultur. Wir gewinnen an Höflichkeit durch den Verkehr mit den Menschen. Indem wir uns an ihnen reiben, werden wir glätter und feiner, aber auch dünner und schwächer. Die Grobheit ist der Klotz; die Höflichkeit ist der glättende Hobel, der über die rauhen Sitten fährt und oft die Sittlichkeit mit wegstreift. Kein

Volk, das den Zustand der Natur verlassen, kann wieder in denselben zurücktreten; kein Künstler der Welt kann aus dem gedrechselten, fein polirten Automaten wieder einen rauhen, natürwüchsigen Klotz machen.

Aber nicht jeder Mensch hat Empfänglichkeit für die Politur, und es giebt Menschen, die nie gänzlich aus dem Zustande der Grobheit treten. Ja, mancher Mensch ist von Natur so grob, daß er lächerlich wird, wenn er höflich sein will, so wie der Bär erst dann possirlich wird, wenn er tanzt oder Komplimente macht.

Wenn es nun entschieden, daß die Grobheit eine Tugend ist, so muß es den Menschenfreund wahrhaft betrüben, daß diese Tugend im Verlauf der Zeit so sehr aus dem Kreise der europäischen Menschheit geschwunden; es würde den wahrhaften Menschenfreund sogar gänzlich niederdrücken, wenn er nicht wüßte, daß auch der allerhöflichste und allerhöfischste Mensch zuweilen Augenblicke hat, wo er der ungeschminkten Natur viel näher steht, als er glaubt; wo die unterdrückte Wahrheit Rache schnaubt und sich als Grobheit äußert. Glücklicherweise haben wir Deutschen unter allen zivilisirten Nationen Europa's solche Augenblicke am häufigsten; es giebt sogar sehr viel Deutsche, die jeden Moment einen solchen Augenblick haben. Diese Menschen sind stolz auf ihre Grobheit. Sie glauben, sie seien wie der Kaviar, je grobkörniger, desto vorzüglicher.

Cicero sagt: Konsuln kann man ernennen; abet der Dichter muß geboren werden. Das ist wahr. Aber auch der Grobian muß geboren werden, auf lateinisch „**Grobia-**

nus nascitur!“ Die Poesie und die Grobheit sind angeborene Eigenschaften. Vieles kann man sich zwar in gereiften Jahren von der Grobheit aneignen; aber es bleibt auch dann nur ein Angeeignetes, Aeußerliches, das unser Wesen nicht ausfüllt. Wer nur äußerlich grob ist, der wird gleich glatt, wenn er in Verkehr mit der Welt geräth, so wie zwei Feilen glatt werden, wenn sie sich gegenseitig reiben. Wer aber innerlich grob ist; wer die Grobheit wie seine erste Liebe tief im Herzen trägt: den wird die ganze Welt nicht glatt machen können; und wenn zwei wahrhaft grobe Menschen an einander gerathen, so werden sie nur grober; so wie zwei grobe Säcke bei steter Berührung sich auf-, aber nicht glatt reiben.

Daß die Grobheit übrigens bei uns endemisch ist, das zeigen unsere Sprichwörter. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Was grob ist, ist stark!“ und ein anderes behauptet: „Was grob ist, hält gut!“ Ein Sprichwort aber ist ein wahres Wort. Und in der That! die zarte Saite giebt zwar einen feinen Ton, allein sie wird durch die unmerklichste Luftveränderung verstimmt und reißt sogleich, wenn sie von rauher Hand berührt wird. Ein grober Strick aber ist durchaus nicht empfindlich gegen Temperaturwechsel und die plumpste Hand wird eher durch ihn als er durch sie verletzt. Ehe ich mich indessen von der Grobheit trenne, kann ich nicht umhin, auf ein Wort aufmerksam zu machen, welches von dem Genius unserer Sprache das herrlichste Zeugniß giebt. Unsere Sprache bezeichnet einen Grobian mit dem Ausdruck „Flegel“.

Diese von der Landwirthschaft hergeholte Benennung ist durchaus erschöpfend; denn wo keine Gewalt mehr ein goldenes Korn aus dem menschlichen Herzen zu locken vermag, da kann oft ein Grobian mit seiner weltbezwingenden Flegelei noch viele Körner herausdreschen. Die milde Weisheit und die sanfte Humanität müssen sich ohnmächtig zurückziehen, wenn die geflegelte Grobheit in's Feld rückt.

„Was der Verstand des Verständ'gen nicht sieht,
Das übet ein Flegel mit grobem Gemüth."

Ein Nekrolog.

Der Tod, jener Schnitter dessen Sichel zu jeder Jahreszeit eine Erndte findet, hat wieder einen Menschen hingemäht, und dieser Mensch war nicht blos Mensch, er war auch Lieutenant und der grausame Tod ereilte ihn, als er fast im Begriff stand, sein fünfundzwanzigjähriges Lieutenants-Jubiläum zu feiern. Der Verblichene hat mit einer unvergleichlichen Ausdauer, einen mehr als dreißigjährigen Frieden durchgekämpft und deßhalb verdient er in jeder Beziehung, daß wir ihm einige Worte der Erinnerung widmen.

Der Verblichene war für den Krieg erzogen, und schon in seinem fünfzehnten Jahre besaß er das Porteépèe und war Fähndrich. Aber, Napoleon hat gesagt: vom Fähndrich bis zum Lieutenant ist nur ein Schritt; und dieser Schritt war bei ihm geschehen, als er noch lange nicht mündig war.

Als der Verblichene Lieutenant geworden, welche weite und herrliche Aussichten mußten sich ihm nicht eröffnen! Was hätte er nicht Alles werden können! Hauptmann, Major, Oberstlieutenant, Generalmajor, Generallieutenant und

Generalfeldmarschall hätte er werden können und die Flügel der Fortuna, hätten ihn auf die Flügel der Victoria und diese auf die Schwingen der Famá setzen können. Aber weder die Fortuna, noch die Victoria, noch die Fama nahmen ein besonderes Interesse an unserem Lieutenant; und unser Lieutenant sah wie der große Prophet mit sehnsüchtigem Auge in's Land der Beförderung; aber dahin zu gelangen, war ihm nicht gegönnt. Seine Vorgänger hatten eine eiserne Gesundheit und ihre Geduld war so groß, daß keiner von ihnen den Kriegerstand verließ, oder in heidnischer Verzweiflung sich das kriegerische Leben nahm. Wie oft lag der Verblichene im heißen Gebete! Wie oft flehte er inbrünstig, daß der Allbarmherzige wenigstens einige seiner älteren Kameraden durch einen schmerzlosen Schlagfluß, oder, wenn es nicht anders sein könne, durch eine Schwindsucht (versteht sich, durch eine möglichst galoppirende) zu sich nehme; aber seine Bitten wurden nicht erhört, und der Lieutenant blieb Lieutenant, nur Lieutenant, nichts als Lieutenant.

Da der lange Friede dem Verblichenen nicht erlaubte, sich mit feindlichen Schaaren zu messen, da er nicht dazu kam, Batterien zu erobern, suchte er zarte Herzen zu erobern, und als er noch jung war, schrieb er statt Kriegsmandate, so viel süße Liebesbriefe, bis ihm das Geld für Seidenpapier ausging und viele Gatten und Väter das Glück, Frauen und Töchter zu haben, schmerzlich bedauerten. Der Bestorbene hat mündlich und schriftlich oft mehr als zwölf Mal des Monats ewige Treue geschworen; doch

schien ihm in dieser Beziehung eine halbe Woche schon mehr als eine halbe Ewigkeit.

In allen Gesellschaften, wo man die deutsche Aesthetik in chinesischem Thee wäscht, hingen die schönsten Lilienohren an seinem Munde; denn er besaß die große Kunst, sehr viel Unbedeutendes über das Unbedeutendste zu sagen, und gleichsam einen Regentropfen durch einen Wolkenbruch zu erklären. So gut wie er konnte Niemand über den gestrigen Ball und über das heutige Wetter sprechen; oft aber sprach er auch über den heutigen Ball und das gestrige Wetter. Er unterschied sich bedeutend von jenen philisterhaften Menschen, die kleine Ansichten von großen Dingen haben. Er hatte große Ansichten von kleinen Dingen.

Wie alle Menschen, die in der Uniförmlichkeit erzogen, sah auch unser Verstorbene sehr auf äußeren Glanz, wenn er unter Leuten war; aber in seiner Wohnung lebte er wie ein Diogenes. Diese Wohnung bestand eigentlich nur aus Mangel an Raum, doch hatte sie immer noch Raum genug für den Mangel. Sie war so zu sagen nur ein Lazareth für kranke Möbel.

Die Wohnung des Verstorbenen bestand aus zwei siamesischen Zimmern. Das eine, welches gesunde Dielen zu haben wünschte und nach der Straße blickte, bewohnte der Herr; das andere, welches mit einem von Blindheit geschlagenen Fenster auf den Hof zu sehen schien, bewohnte sein Bursche. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Wohnung gehörten der Ofen, der im Winter fast erfror, und der Kleiderschrank, der sich nicht erklären konnte, warum er mit

einem Schlosse versehen war, da kein Spitzbube doch so viel Selbstverleugnung gehabt hätte, um zum Diebe zu werden an einem paar nichtswürdigen Hosen, die, wegen ihres frühern schlechten Lebenswandelns jetzt mit sich selbst entzweit, einsam an einem Haken baumelten, oder an einem gräulichen Civilrock, der diesen unmoralischen Beinkleidern den abgeschabten Rücken kehrte.

Die mehrerwähnte Wohnung war übrigens auf's demokratischste eingerichtet. Der Besitz war hier nicht wie gewöhnlich in Kasten eingetheilt: sondern der plebejische Kamm nahm ungenirt seinen Platz ein neben der Brieftasche, und eine Hutschachtel grämte sich gar nicht, daß in ihrem pappendeckelnen Herzen ein Fragment Mandelseife, ein Streichriemen, ein seichtes Tintenfaß, ein Waschschwamm, ein Stück Epaulet und ein Knäuel Zwirn das friedlichste Leben führten.

Unter den vielen Freunden, deren sich der edle Verstorbene zu erfreuen hatte, waren besonders zwei von ihm unzertrennlich, nämlich sein Degen und sein Pudel; jener hing, dieser lief beständig an seiner Seite, und beide verdienen, daß wir ihrer mit einigen Worten erwähnen. Was den Pudel betrifft, so war sein Name Nero; doch war er weniger Tyrann als sein gekrönter Namensvetter. Er war nur ein Hund, aber kein Bluthund. Bei seinem Herrn hatte sich Nero sehr häufig am Hunger übersättigt; deßhalb speiste er später auf öffentliche Kosten. Jede Metzig war für ihn ein Prytaneum und kein zorniger Fußtritt vermochte ihn von seinen Fleischeslüsten abzuhalten.

Nero war nicht ohne Talent. Er konnte viele Kunststücke machen und Geld apportiren; nur Goldstücke konnte er nicht apportiren, weil ihn sein Herr niemals auf Münzen von solch' edlem Metall eingeübt. Seinem Herrn diente Nero im Winter als Ofen und er lag ihm dann oft am Herzen, rühmenswerther als der oben erwähnte Ofen, der nie für den Verstorbenen glühte, ohne ihn erst in fast unerschwingliche Kosten zu versetzen. Nero verdient einen Platz neben den berühmtesten Hunden der alten und neuern Zeit.

Was aber den Degen des Verstorbenen betrifft, so kann man dessen vielfältige Tugenden nicht genug preisen. Keiner war unschuldiger als er; keiner war so friedliebend wie er. Sein Herr wußte dieß auch und benutzte ihn niemals zu grausen Thaten. Dieser Degen war so unverdorben, daß er sich schämte, wenn er bei Paraden oder sonstigen wichtigen Gelegenheiten sich nackt zeigen mußte; und es war ihm nur dann erst wieder froh zu Muth, wenn er ruhig und ungestört in der Scheide von dem ewigen Frieden träumen konnte. Während der vierundzwanzigjährigen Dienstzeit, die er bei seinem verstorbenen Herrn zugebracht, hat er nur einmal Blut vergossen, als ihn nämlich sein Herr in Ermangelung eines Federmessers zum Hühneraugenschneiden gebrauchen wollte und mit der Spitze zu tief in die kleine Zehe fuhr. Der fromme Degen erschrak so sehr über diesen seinen Blutdurst, daß er von den fürchterlichsten Gewissensbissen gepeinigt wurde und sich eine gefährliche Gemüthskrankheit zuzog. Später litt er an chronischem Rost, der ihn für immer seines frühern Glanzes beraubte.

Doch kommen wir auf den Verstorbenen zurück!

Der Verstorbene hatte viele Tugenden. Unter diesen hebe ich besonders seinen Muth hervor. Er konnte von der Bescheidenheit seines Nebenmenschen reden hören, ohne schaamroth zu werden; und er war im Stande ohne Herzklopfen auch die allerblutigste Schlacht in einem Kupferstich zu sehen.

Selbst seine entschiedensten Feinde — und er hatte deren eben so gut wie Themistokles, Julius Cäsar, Friedrich Barbarossa und Friedrich der Große — selbst seine entschiedensten Feinde müssen gestehen, daß sie ihn niemals auf der Flucht vor einem Gläubiger ertappt haben. Nie war er auf eigene Kosten unmäßig und nie auf Kosten Anderer geizig. Nie schlug er eine Einladung auf Schnepfen aus und nie ließ er eine Einladung auf Schnepfen ergehen. Schlechte Uebersetzungen von Paul de Cock las er sehr gut; doch passirte es ihm sehr häufig, daß er sich mit ernster Lektüre nur höchst selten befaßte. Indessen besaß er einen recht schönen Mangel an Kenntnissen. Der Verstorbene machte auch Verse; diese Verse hatten aber, wir müssen es leider gestehen, solche kränkliche Füße, daß eine Strophe über die andere gefährlich stolperte. Er schrieb auch mehrere prosaische Aufsätze, von welchen einige so reich waren an schlüpfrigen Stellen, daß in ihnen die Schamhaftigkeit bis über die Knieen untersank. In allen seinen geschriebenen Geistesprodukten war indessen ein heftiger Kampf, ein erbitterter Kampf zwischen Mir und Mich; und leider starb der Verstorbene ohne eine grammatikalische Versöh-

nung zwischen beiden Erzfeinden gestiftet zu haben. Folgende Zeilen, die der Verblichene vor seinem Tode an die Tochter seiner Waschfrau schrieb, geben Zeugniß davon. Sie lauten:

„Ewig lieb' ich, Engel, Dir,
Engel das gesteh' ich Dich!
Theurer Engel, liebst Du mir,
Dann, o Engel, schreib' es mich!"

Man sieht, daß in dieser Strophe die feindlichen Brüder, Dativ und Accusativ, eine Stellung usurpiren wollen, die mit der Ansicht von der heiligen Legitimität der Grammatik in direktem Widerspruch steht.

Mit Napoleon hatte der Verstorbene darin Aehnlichkeit, daß er kein musikalisches Gehör hatte, und daß er eben so gern wie der unsterbliche Kaiser, Hammelsbraten aß. Die Zeit des Verstorbenen war auf's Regelmäßigste eingetheilt. Den ganzen Morgen erholte er sich von den Strapazen der Nachtruhe, damit er Nachmittags ungestört einige Spaziergänge machen konnte. Um ausreiten zu können, fehlte es ihm blos an einem Pferde.

Der Verstorbene hatte die liberalsten Grundsätze, und obgleich er von Adel war, verschmähte er es doch nicht, bei ahnenlosen Kaufleuten bürgerliche Austern zu essen, oder von einem Gastwirth Cotelets à la Nelson auf Credit zu verspeisen.

An seinem dreiundvierzigsten Geburtstage verließ der Verstorbene die militärische Carriere und die irdische Laufbahn, und schlief hinüber in jenes Leben, wo die unsterb-

liche Seele, von der irdischen Hülle und Geldnoth erlöst, keinen Schauder mehr vor unquittirten Rechnungen empfindet.

Der Nachlaß des Verstorbenen besteht, außer mehreren Mahnbriefen, aus folgenden Effecten, welche nächstens an den Wenigstnehmenden versteigert werden:

Ein in Nichts aufgelöster Schlafrock.

Zwei rechte daumlose Handschuhe, die einer Sage nach einst gelb gewesen sein sollen.

Ein niedergeschlagener Filzhut.

Ein zu Tod gequältes Halstuch.

Ein Dutzend halber Hemden.

Ein Paar gewesene Strümpfe. (Das zweite Paar ist abwesend.)

Ein Paar bodenlose Stiefeln.

Zwei Westen, die aus Mangel an Futter sich nicht mehr halten konnten.

Eine Pfeife, die einst in der Dunkelheit den Kopf verloren.

Ein pensionirtes Rasirmesser.

Ein Kamm mit hohlen Zähnen.

Eine Kleiderbürste mit einer Glatze.

Ein seidener, trefflich erhaltener Regenschirm (fehlt).

Drei unbarmherzig gepeinigte Schnupftücher.

Ein schaamrother Schminktiegel.

Ein bitter gekränkter Hosenträger.

Ein ohnmächtiger Geldbeutel.

Ein gefährlich verwundeter Frack.

Ein lebensmüder Schnürleib.

Eine kränkliche Kravatte in hohem Greisenalter.

Mehrere grausenerregende Vatermörder.

Ein anrüchiger Pudel.

Ein Nachtjäckchen von Gesundheitsflanell. (Der Flanell selbst ist aber an den Ellbogen sehr leidend.)

Zwei Pfund verschiedenfarbiger Damenlocken.

Rezepte, Rechnungen, Theaterzettel und sonstige Staatspapiere.

Stoßseufzer armer Literaten.

Man möchte sich die Haare ausraufen, man möchte sich dem Teufel verschreiben oder nach Texas gehen, wenn man bedenkt, daß man nicht originell ist! Jeden Schriftsteller, dem nur etwas an vaterländischem Ruhm und an der Unsterblichkeit liegt, verfolgt oft ein furchtbarer Gedanke, der Gedanke: „das ist schon da gewesen!" Wenn er noch so viel denkt, wenn er dem geistreichsten Einfall das schönste Gewand umhängt und ihn so in die Lesewelt hinausschickt, ist er doch nicht sicher, daß man diesen Einfall für sein eigenes Kind hält, daß man ihn nicht für den natürlichen Sohn eines Goethe oder eines andern unsterblichen Vaters wieder erkennt und allgemein ruft: „das ist schon da gewesen!"

Wir armen Schriftsteller von heute! was hilft es uns, daß wir die Musen und Grazien anflehen, daß wir Extra-Post den Helikon hinauffahren? Unser Fluch ist, daß mir zu spät gekommen. Ach, es giebt keinen Stoff, der nicht schon unzähligemal des Längern und Breitern durchknetet und durcharbeitet worden wäre; und wollen wir nun den Stoff des Breitern und Längern durchkneten

und durcharbeiten, so ist das auch schon da gewesen. Alle Tugenden und alle Sünden sind schon in ihrer Herrlichkeit und Verworfenheit von großen Meistern mit einzelnen Pinselstrichen und von großen Pinseln mit langen Predigten geschildert worden. Es giebt kein erschaffenes und unerschaffenes Ding, das nicht schon besungen und besprochen worden. Wir armen Schriftsteller von heute sind nur matte Nachzügler, hungrige Wanderer, die nach der großen Erndte kommen und auf dem Stoppelfelde der Literatur vergessenen Kornhalmen nachforschen.

Man möchte sich die Haare ausraufen, man möchte deutscher Schullehrer werden bei dem Gedanken, daß man nicht originell ist, daß man nicht originell sein kann. Wir haben gewiß den besten Willen, wahrhaftig wir haben ihn! O wie gerne wollten wir an Kraft und Geist ein Shakspeare, an Formvollendung ein Goethe, an Grazie ein Ariost, an Humor ein Cervantes, an Zierlichkeit ein Voltaire sein! Aber es geht nicht, weil wir nach aufgehobener Tafel kommen. Alle tragischen Elemente sind von Aeschylus bis Ernst Benjamin Ephraim Raupach schon unzähligemale dramatisch verarbeitet worden und wenn jetzt ein dramatischer Dichter aufsteht, hat er sogar noch das Unglück, nach der Frau Birch-Pfeiffer zu kommen. Welchen literarischen Weg man auch einschlagen mag, man wird ihn schon betreten oder gar breit getreten finden. Aber das Allerschlimmste ist, daß nicht bloß das Gute und Vorzügliche schon da gewesen, daß die ersten und schönsten Plätze im Tempel der Unsterblichkeit längst eingenommen sind,

sondern daß man jetzt auch noch so gemein und albern sein kann, ohne dadurch originell zu werden. Will ein Schriftsteller grob sein, um originell zu scheinen, so wird er bald zu seinem herben Leidwesen einsehen müssen, daß Wolfgang Menzel schon vor ihm den tiefen Born der Grobheit ganz erschöpft. Will ein Anderer aus Mangel an Kenntnissen und Gesinnung nichts über Alles und viel über Nichts sagen, will er die Welt mit wichtiger Miene belehren, wie man die Vatermörder umbiegen und bei Tische mit der Gabel hanthieren solle, so wird er sich bald an August Lewald erinnern müssen, der dies Alles und noch viel mehr vor ihm gethan. Will ein Dritter aus Mangel an Talent und Geist der Welt beweisen, daß er Gesinnung habe, daß Gesinnung mehr als Genie sei, so wird er in unserer Literatur viele gesinnungsvolle Schriftsteller finden, die keine Spur von Genie besitzen. Er wird finden, daß vor ihm schon sehr viele brave Menschen gelebt, die das Genie für ein Unglück hielten und in vielen Büchern und Broschüren dem lieben Gott gedankt, daß er sie mit diesem Unglück gänzlich verschont hat. Ach, gänzlich ohne Genie zu sein, ist leider auch nicht mehr originell. Ist das nicht höchst traurig?

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.